



15.04.2022, Karfreitag
Harald Kluge
„So endet und beginnt es.“

Jesus schrie am Kreuz laut auf und starb. Im selben Augenblick zerriss im Tempel der Vorhang vor dem Allerheiligsten von oben bis unten. Die Erde bebte, und die Felsen zerbarsten. Gräber öffneten sich, und viele Verstorbene, die nach Gottes Willen gelebt hatten, erwachten vom Tod. Nach der Auferstehung von Jesus verließen sie ihre Gräber, gingen in die heilige Stadt Jerusalem hinein und erschienen dort vielen Leuten. Der römische Hauptmann und die Soldaten, die Jesus bewachten, erschrakten sehr bei diesem Erdbeben und allem, was sich sonst ereignete. Sie sagten: „Dieser Mann ist wirklich Gottes Sohn gewesen!“ Viele Frauen aus Galiläa waren mit Jesus zusammen nach Jerusalem gekommen. Sie hatten für ihn gesorgt, und jetzt beobachteten sie das Geschehen aus der Ferne. Unter ihnen waren Maria aus Magdala und Maria, die Mutter von Jakobus und Josef, sowie die Mutter von Jakobus und Johannes, den beiden Söhnen von Zebedäus.

Matthäus 27,50-56

Liebe Gemeinde!

Manche Todesfälle schlagen ein wie eine Bombe. Sie erschüttern uns wie ein Erdbeben. Wie damals auf Golgatha, als Jesus starb. Da hat die Erde gebebt. Und die Spuren davon ziehen sich bis heute in diesen Gottesdienst hinein. Viel zu viele Menschen werden auch heute umgebracht. Viel zu viele Mütter und Väter müssen erleben, wie ihr Sohn oder ihre Tochter stirbt.

Zuletzt haben wir uns hier in der Kirche vor wenigen Wochen vom 18jährigen Niklas und von Stefan, der in meinem Alter war, als er gestorben ist, verabschiedet. Beide sind in einer Lawine beim Bergsteigen in der Schweiz ums Leben gekommen. Der Vater von Niklas musste es von weiter oben am Berg, knapp vorm Gipfel, mitansehen. Er musste mitansehen, wie sich die Lawine knapp unter seinem letzten Schritt, den er gerade gemacht hat, gebildet hat. Niklas und Stefan waren chancenlos und wurden fortgerissen, stürzten einen steilen Hang hinunter. Ein Vater sieht seinen Sohn sterben. Das sollte nicht sein. Bei Jesus waren es die Mutter, Freundinnen, die Tante. Sie sehen ihm beim Sterben zu. Und in seinen letzten Momenten wusste Jesus eines. Hier sind Menschen, die ihn lieben, ganz innig und vom ganzen Herzen lieben.

Eine schreckliche Geschichte. Warum ich sie erzähle? Nicht weil darin Hoffnung liegt. Darin ist keine Hoffnung zu finden. Nicht weil es ein gutes Ende nimmt. Nein. Das Leid und das Leiden sind

echt. Alle Erklärungsversuche, alle Versuche, darin einen Sinn zu finden, klingen hohl, hören sich eigentlich irgendwie falsch an. Fast alle biblischen Geschichten lassen sich auf ein positives Ende hin deuten. Viele, auch die tragischen Geschichten gehen irgendwie „gut“ aus, wenn ich mit viel Phantasie anfangen, es mir gut reden zu wollen. Hiob und seine Frau etwa müssen einen Boten sagen hören:

„Hiob, deine Kinder feierten gerade im Haus deines ältesten Sohnes, als ein Wirbelsturm aus der Wüste das Haus erfasste und einstürzen ließ. Alle deine Kinder liegen unter den Trümmern begraben! Sie sind tot!“

Am Ende der Geschichte bekommen Hiob und seine Frau noch sieben Söhne und drei Töchter und es heißt:

„Hiob lebte noch 140 Jahre, er sah Kinder und Enkel bis in die vierte Generation. Schließlich starb er in hohem Alter nach einem reichen und erfüllten Leben.“

Aber den Wirbelsturm und den schrecklichen Einsturz des Hauses und ihre toten Kinder werden Hiob und seine Frau nie vergessen haben. Sie haben bestimmt ihr Leben lang um sie getrauert, sich an sie erinnert und werden jedes Mal zu weinen begonnen haben. Die Kreuzigung von Jesus endet mit seinem Tod. Es geht nicht gut aus. Wie im richtigen Leben stirbt ein Mensch, leidet ein Mensch, weinen Angehörige und Bekannte und Freundinnen und Freunde. Wie im richtigen Leben schockiert es, auch uns, obwohl wir nur davon lesen, hören, erzählt bekommen haben.

Manche Todesnachrichten schlagen ein wie eine Bombe. Die Seniorin, die im Wiener Gemeindebau von einem Mistkübelwagen überrollt worden war und nun gestorben ist. Der 11jährige Bursche im Burgenland, der bei den ersten Versuchen am Moped mit einem Traktor kollidiert und in den Armen der Mutter stirbt. Und wir sind oft in der Rolle dieser Frauen auf der Schädelstätte bei der Kreuzigung, die von Weitem der Hinrichtung von Jesus zuschauen. Wie wir zuschauen bei den Ereignissen im engsten Umfeld und in der weiten Welt. Es schmerzt, es macht wütend, fühlt sich so an, als ließe sich kaum etwas zum Besseren bewegen. Wir haben es nicht in der Hand, einen Krieg zu stoppen. Wir haben es auch nicht in der Hand, das Morden und die Vertreibung, all die Not und das Elend auf all den Schauplätzen des Hungers, der Armut, des Krieges zu beenden. Wir haben es kaum in der Hand, jemanden zu heilen, außer wir sind Ärztin oder Arzt oder in einem anderen medizinischen Beruf.

Wie die Frauen nur ohnmächtig mitansehen können, was Jesus zustößt, geht es mir. Ich kann kla-

gen, trauern, da sein, schweigen, wenn mir danach zumute ist, reden, wenn mir danach sein sollte. Es gibt Momente – und dafür steht dieser Karfreitag – da merk ich, es wird nicht alles gut. Es wird nicht einmal besser, sie wird nicht wie durch ein Wunder heil, diese Welt um mich herum. Dann lässt sich oft nicht mehr tun, als nur zu sein und es zu ertragen. Und auch das ist eine Floskel, von Therapeutinnen oft dahingesagt.

Mir hat man als junger Mensch gesagt: Alles ist möglich! Nichts ist unmöglich! Du bist immer deines eigenen Glückes Schmied! Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott! Du kannst alles schaffen, wenn du nur an dich glaubst! Du musst es nur versuchen! Du darfst dich nicht unterkriegen lassen!

Seit Karfreitag und dem Tod von Jesus wissen wir eigentlich, ein Scheitern ist immer im Bereich des Möglichen und Denkbaren. Auch Gott scheitert, weint, trauert. Gott zerreißt sein Gewand, den Tempelvorhang zum Allerheiligsten. Gemeinheit und Gehässigkeit sind wie das Coronavirus. Sie sind nicht auszumerzen. Die Freude am Quälen, an der Zerstörung einer ganzen Kultur und Infrastruktur und von Städten, Dörfern, eines ganzen Landes, das Plattmachen von Krankenhäusern und Schulen und Universitäten und von Fabriken und Fabrikarbeiterinnen und Fabrikarbeitern, das Plattmachen von Autos mitsamt den Insassen, einer Familie, Vater, Mutter, Kind, Oma und Opa.

Gott-Vater hat auf die Hinrichtung seines Sohnes reagiert, heftig reagiert. Da wäre neben der plötzlichen Finsternis das Wandeln der lebenden Leichname. Es ist die Antwort auf die Fragen aus Psalm 88. Die Frage aller Fragen, die wir uns alle einmal stellen.

Psalm 88 formuliert diese Frage an Gott so:

„Wirst du, Gott, an den Toten noch ein Wunder tun? Kommen die Toten etwa aus ihren Gräbern, um dich zu loben? Erzählt man im Totenreich von deiner Gnade oder in der Gruft von deiner Treue? Sind deine Wunder wohl am Ort der Finsternis bekannt? Wissen die längst vergessenen Toten von deiner Gerechtigkeit?“

Ja, ja, ja, ja und nochmals ja lautet die Antwort, die uns nun nach dem Tod von Jesus in der Erzählung von Matthäus geboten wird. „Gräber öffneten sich, und viele Verstorbene, die nach Gottes Willen gelebt hatten, erwachten vom Tod. Nach der Auferstehung von Jesus verließen sie ihre Gräber, gingen in die heilige Stadt Jerusalem hinein und erschienen dort vielen Leuten.“

Warum sind die Leichen aber gerade da aufgeweckt umhergewandelt? Jesus, so sagt es die spätere Erklärung dazu, sei nach seinem Tod am Kreuz hinabgestiegen in das Reich des Todes. Dort habe es daraufhin bei der Ankunft von Gottes Sohn im Totenreich ein heilloses Durcheinander gegeben. Ne-

benbei hätte das darauf entstandene Tohuwabohu im Totenreich dazu geführt, dass es einige der Entschlafenen nach oben gedrückt habe. Die Leichen steigen aus ihren Gräbern und machen einen Rundgang in der Stadt. Jesus bei den Toten. Man könne das Totenreich auch mit Hölle übersetzen, dem Scheol, dem Ort, wo absolute Gottverlorenheit herrschen soll. Die Hölle als Ort der völligen Abwesenheit Gottes. Genau dorthin sei Jesus gereist. Nur dort konnte Jesus erfahren, am eigenen Leib, an der eigenen Seele, was Gottverlorenheit bedeutet.

Die Frauen stehen ein wenig entfernt vom Kreuz und der Hinrichtungsstätte an der Schädelstätte in Golgatha. Und wer von uns möchte nicht lieber doch ein wenig Abstand halten zu Sterbenden? Nichts ist in meinem Leben bisher eindrücklicher gewesen als Sterbenden die Hand zu halten, da zu sein, wenn jemand diese Welt verlässt. Kontakt zu halten bis zum Ende. In stummer und stiller Anwesenheit bei jemandem zu verweilen.

Wo nichts mehr hilft, nichts mehr gut wird, am Ende und bei den letzten Atemzügen, ganz nah. So werden es die Frauen empfunden haben, die bei Jesus geblieben sind.

„Wie wollen Sie sterben?“ „Jedenfalls nicht allein.“ So lautet oft die Antwort auf diese Frage, die wir uns ungern stellen. Den Schmerz konnte Jesus niemand abnehmen. Aber zu spüren und zu merken, ich gehe nicht völlig verlassen und womöglich vergessen aus meinem Leben, lindert es ein wenig. Während sich die Jünger und männlichen engsten Vertrauten wohl an sicheren Orten befunden haben und versuchen mussten, nicht aufzufallen – ihr Lehrer, Meister und Rabbi wurde wegen Hochverrats hingerichtet und es hätte alle seine Gefolgsleute ebenso treffen können. Also sind sie besser im Versteck, unterm Radar geblieben – während sich die Männer verstecken, kennen die Frauen hingegen keine Furcht. Sie wissen, wir werden es uns niemals verzeihen, wenn wir jetzt nicht ausharren und bei Jesus bleiben. Und sie werden viel geschwiegen haben. Wenn es nicht auszuhalten ist, so ist Schweigen eine gute Form der Kommunikation. Es verbindet auch ganz ohne Worte. Wie diese Frauen auf Golgatha aus einiger Entfernung dem Leiden zusehen, gibt es Momente, in denen auch mir das Schweigen hilft, in denen es hilft und schon viel bewirkt, nur da zu sein.

„Manche Menschen wissen nicht,
wie wichtig es ist, dass sie einfach da sind.

Manche Menschen wissen nicht,
wie gut es tut, sie nur zu sehen.

Manche Menschen wissen nicht,
wie tröstlich ihr gütiges Lächeln wirkt.

Manche Menschen wissen nicht,

wie wohltuend ihre Nähe ist.

Manche Menschen wissen nicht,
wie viel ärmer wir ohne sie wären.

Manche Menschen wissen nicht,
dass sie ein Geschenk des Himmels sind.

Sie wüssten es,
würden wir es ihnen sagen

Und würden wir es ihnen zeigen...“

Petrus Ceelen